

auf die lange Haut geföhben, bis es immer wieder leb
wür. Und nach meinem Prinzip werden die Kinder auch
glücklich werden!"

Von den Künsten der Kunstfälscher.

Die able Gilde der Kunstfälscher macht sich wieder
einmal allerorts bemerkbar. Aus New York, aus Mün-
chen brachen erst die letzten Tage wieder Meldungen
über die betrübliche Signierung von Bildern und Stiz-
gen mit berühmten Namen, und man kann wohl sagen,
daß das Gewerbe der Kunstfälschung nie so geföhbt hat wie
gegenwärtig, da in allen Ländern die neuen Methoden so-
genannt „bares Geld“ für die Fälscher sind. Dabei ist die Ge-
schichte der Kunstfälschungen fast so alt wie die Kunst selbst.
Schon in der Antike wurde gefälscht. Im alten Grie-
chenland besaßte bloß aus Erz, Metall, Holz oder Elfenbein,
im alten Rom aber aus Gips. Dort nämlich gab
es schon bewundernswürdige Fälscher, die griechische Statuen
und griechisches Kunstgeschick imitierten. Und in
der Renaissance ist das Kunstfälschen so gang und gäbe ge-
wesen wie heutzutage. Unter den großen Fälschern dieser
Äpoche finden wir im übrigen auch Michelangelo, der
unter anderem eine Erce in Marcot meißelte, ihr die
Arme brach und die Figur dann begrub, um schließ-
lich den Effekt zu erleben, daß sie als ein Werk des
Pragmatisches wieder aus Tageslicht kam.

Ein so genauer Kenner wie Adolph Donath, der be-
kannte Berliner Kunstgeschichtler, hat erklärt, daß selbst
der Fachmann heute schon ein sehr gewierter Praktiker
sein muß, um die tausend Dinge, die der Kunstmarkt
bringt, auseinander zu halten und die Spreu vom Weizen
zu sondern. Der verstorbene Münchener Archäologe Adolf
Furtwängler war einer der ersten, der auf Antiken-
fälschungen intensiv Jagd machte. Als er noch in Berlin
lebte, nahm er sich besonders die Gemmenammlung des
Museums an und erklärte von den mehr als 12 000 Stück
etwa ein Fünftel für falsch. Und unter den Antiken, die
der unerbittliche dänische Kunsthändler Dr. Carl Jaco-
ben in den Anfängen seiner Copenhagen'schen Götter-
kammer erworben hatte, fand Furtwängler, wie Donath selbst
aus dem Munde Jacobsens erhört, etliche neue „ätrömische“
Stücke. Kom war überhaupt in der zweiten Hälfte des
19. Jahrhunderts der Sitz einer reichen Fälscherindustrie,
die speziell antik Macmortheide exportiert hat, wie die
„Gera von Strgenti“, die ins Britische Museum wanderte.
Und auch in Neapel machte man „in“ Antiken, nament-
lich „in“ Bronzen. Aber als der größte Künstler unter den
italienischen Fälschern, als ein Künstler von der Intelligenz
des Jacot Nardonnas, als ein Dilettant, dessen bekannte
„Tara des Saitaphernes“ vom Louvre für 200 000 Fran-
ken erworben ist, mag der Florentiner Giovanni Batista
nani, der sich, wie kein anderer Fälscher vor ihm, geradezu
genial in den Geis der Renaissance einleben verstand,
Fälschlich hatte der Händler Treppo sein Talent erkannt
und es sich auch nutzlos gemacht. Das Douve kaufte damals
eine Büste des Kaiser's Benvenuto (1453-1542), der nach
Bajaris Angabe von Buonarroti's Zeitgenossen Lorenzo di
Credi gemalt worden ist, für 17 000 Franken, und das
Königliche Museum in London zählte zu seinen interessan-
testen Neuerwerbungen die „Savonarola-Büste“. Bastianini
selbst hatte sich damals entlarvt. Als nämlich in Paris ein
Zeitungstreiber wegen des „Benvenuto“ ausbrach und man zur
Lösung der Frage der Echtheit diese Büste einen Preis
von 15 000 Franken aussetzte, meldete sich der Floren-
tiner und wies nach, daß ihm ein Zabalarbeiter zu seinem
„Benvenuto“ Modell gestanden hatte.

In Deutschland wird, seit das Sammlertum und der
Kunstmarkt auch hier einer großen Aufschwung genommen
haben, nach allen Regeln der Kunst gefälscht. Die Bil-
derfälscher sitzen alle eher in Paris und Wien, Antwerpen und
Brüssel, aber dort werden wie mit „altem“ Kunstgewerbe
oft allzu reich verziert. Um aber noch fester auf das Wilder-
fälschen zurückzukommen: in Brüssel und Antwerpen werden
neue Rubens und van Dyck's, neue Niederländer des
17. Jahrhunderts im Osten gebildet und dann mit Hilfe
und klüglichen kein präpariert, der dem Wächser mit Waf-
hof handhakt; in Paris und in Wien wieder gibt es massenhaft
Corot's, Diaz, Troyon usw. Für 300 Franken das Stück
hat ein armer Teufel namens Ruyton Corot's gemalt, die
dann sein Praxier mit der „richtigen“ Signatur verah und

Pariser Markt verlegt sich natürlich auch reichlich mit deut-
scher „Bare“. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts
gab es in Köln, wie Stefan Seigel erzählt, eine Fälscher-
fabrik, die Emalis, Glanzmalereien, Möbel usw. für
Paris fabrizierte, wo ein bekannter Händler, dessen Privat-
sammlung eines Tages für 9,5 Millionen Franken veräu-
sert wurde, einer der Hauptinstrumente war. Und daneben
„machte“ man in Neaplen bei Neapel rheinisches Stein-
zeug, indem man hierzu die alten Scherben und die alten
Handwerkzeuge benutzte. Dargestellten der Dinge aus
altem Material ist eine besondere Gattung der Fälscherin-
dustrie geworden. Am sichersten meißt man — zu respektablen
Preisen abgesetzt und nun seit etwa 10 Jahren auch in
Berlin auf den Plan getreten. Das Berliner Porzellan, das
die Fälscher nehmen, ist zwar alt und echt, aber die Be-
malung ist neu und manchmal so schwer zu erkennen, daß
selbst die größten Kenner getäuscht werden konnten.

Verfälschungen kommen mindestens ebenso häufig vor wie
Fälschungen. Im zweiten Teil der berühmten Lanna-Zamm-
lung, die vor neun Jahren bei Besse in Berlin veröffentlicht
wurde, befand sich ein Hochrelief aus Steinhewer Stein, das
nach einem Stich von Albrecht, „Zufanna im Bade“ dar-
stellt und von dem Münchener Georg Schwegler stammt.
Dieses echte Relief nun, das bei der Auktion für 18 100
Mark in den Besitz des Wiener Hofmuseums überging, war
als Fälschung präpariert worden. Das Werk ist 1641 datiert.
Der Fälscher glaubte nun, es würde seinen Wert erhöhen,
wenn er es um etwa hundert Jahre zurückdatierte. Er
bedeckte also die erste Signatur „Georg Schwegler in Mün-
chen Anno 1641“ mit Gips und Wachs zu und wandelte
in der Jahreszahl 1641 die Zahl 6 in eine 5 um. Lanna
hatte denn auch das Stück als Arbeit des 16. Jahrhunderts
katalogisiert. Als aber Hans Carl Krüger die Sammlung
katalogisierte, kam ihm, da der Albrecht-Stich „Zufanna
im Bade“ von 1555 datiert ist, die Zahl 1541 verdächtig
vor, und er begann das Relief mit Terpentin zu waschen,
bis die echte Signatur Schwegler's zum Vorschein kam und
die Verfälschung aufgedeckt war.

Literatur.

„Die Franzosen“ heißt das sechste erscheinende Heft der
Süd-Deutschen Monatshefte (München, Leipzig, Ber-
lin). Das Heft enthält: Bemerkungen zur französischen Litera-
tur von Dr. Josef Hoffmiller; Die wirtschaftlichen Folgen
des Friedensvertrages von Versailles von Dr. Friedrich
Stieve; Pressearbeit der deutschen Gefandtschaft in Stockholm;
Zur Beurteilung der französischen Kriegführung von Dr. Hans
D. Simon; Im Lande der Schulen von Dr. phil. et. med.
August Gallinger; Professor an der Universität München;
Schweben über die Franzosen in den beizigen Gebieten. Eine
wissenschaftliche Rundschau mit einem in der Preußischen
Akademie der Wissenschaften gehaltenen Vortrag von Ge-
heimrat Dr. Wilhelm Wien, Professor an der Universität
Leipzig; Ueber die Beziehungen der Physik zu anderen
Wissenschaften, bespricht dieses Heft.

Der Kunstwanderer. Im neuesten Heft der von Adolph
Donath geleiteten Kunstzeitschrift „Der Kunstwan-
derer“ (Berlin-Schöneberg) beschäftigt sich Stadtbauinspek-
tor Werner Jachstein aus Altona mit dem modernen Kunstgewerbe
in Deutschland und Skandinavien, indem er die Kunstverhält-
nisse des Nordens mit jenen im Reich in bemerkenswerter
Weise vergleicht. Paul Hohenbacher (Hamburg) veröffentlicht
bisher unbekannt Figuren und Gruppen des Kloster Beils-
dorf-Porzellans und Professor Dr. Gustav E. Pajazet
(Stuttgart) schreibt über „Kunst der Wandmalerei“. Im
Anschluß an diese reich illustrierten Artikel folgt Dr. G. A. E.
Vogel seine „Bibliographischen und Bibliographischen Notizen“.
Ferner enthält auch dieses Heft des Kunstwanderers zahl-
reiches Nachrichtenmaterial aus der deutschen Museen-,
Sammler- und Künstlerwelt, sowie Berichte über das Aus-
stellungsweien und den Kunstmarkt in Deutschland, in New York,
London, Paris, in der Schweiz usw.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 69
Telefon 4520.

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 141

Sonnabend, den 3. Juli

1920

Meerkatz.

Roman von
Fedor von Zobeltitz

Nachdruck verboten.

15. Fortsetzung.

Otheline richtete sich wieder auf. Sie zog ihr Taishen-
tuch und fuhr damit über Wangen und Augen. „Aberne
Tein“, sagte sie, „Zehn Jahre lang habe ich nicht ge-
weint — und mehr gelitten. Aber niemandem gesagt, Tante Te.
Das war mein Stolz. Es wußte ja auch keiner, was für ein
Mensch sich hinter der isolierten Jantermaste Hedemanns ver-
borg. Nur mit gegnergrünzte der Adolf Heidemann durch,
der im Siebenjährigen Kriege mit seinen Armeelieferungen
den Staat betrogen hatte. Der Vater hat noch als Baron
Hedemann das Offiziersport bewohnt. Im Jantismus seiner
Trunksucht trumpte er mit den Schändlichkeiten seines Ge-
schlechts. . . . Ihre Hände waren geballt; ihre Stimme Klang
schell hell und Hart. . . . Nenne mich schlecht, Tante Te.
Dannals, als Hedemann neben mir vom Schloß getroffen
aufgenommenbrach: das war die erste Stunde frohen Aufstehens
für mich im letzten Jahrzehnt! . . . Aber mein Haß, der lebt
noch!“

Sie wollte aufspringen. Die Gräfin hielt sie zurück.
„Weiß. Und deinen Haß, den begrabe. Den toten Mann
triffst er nicht mehr. Aber deinem Glück kann er im Wege
sein. Du hast noch immer die Jugend für dich.“
„Vor acht Jahren hatte sie noch Spannkraft genug, Glück
zu verdienen. Heute nicht mehr.“
„Torheit!“ . . . Die Gräfin schaute sie von der Seite an.
Sie suchte in ihren Zügen nach der alten Munterkeit und dem
Bewußtsein von einst. Ihr Mitleid war groß. Wirklich, die
Welche einer armen Sünderin. Und heute konnte auch Will
sie verstehen. Dannals nicht. Gut, daß er den Brief Othe-
lines nicht gelesen hatte: er hätte auch über diesen Hilseljähr
hinaus nicht verzogen. Aber nun hatte die Zeit ihr Sellendes
gelan, und die Selbstenhaft trübte nicht mehr die Ehrlichkeit
des Urteils.

Ein Hoffen keimte wieder im Herzen der Gräfin auf. Sie
sah: Otheline hand in der Blüte ihrer Schönheit. Und Will
war ein reifer Mann geworden.

„Sagt du ihn nie wiedergehen?“ fragte sie.
„Wen?“

Tante Te schied über ihre Stirn. „Entschuldig — ich
dachte an Will.“

Ein bohrender Blick heftete sich auf die Gräfin. „Ach,
Tante Te, du glaubst. . . . Ja, ich habe ihn wiedergehen.
Doch er ist nicht nicht. Im vorigen Sommer, an einem
Zustand, hand ich einmal auf der Widtanzel an der Drei-
kronenstraße. Da sitzt er vorüber.“

„Güttest ihn nur anrufen sollen.“
„Weinige hätte ich's getan. Sein Name drängte sich mir
auf die Lippen. Und dann überlegte ich — da war er schon
fort.“

„Er kommt wieder.“

Otheline hand auf. „Tante Te, lassen wir das. Ich kann
nicht zu Krätze frieren.“

„Und ich nicht kuppeln.“

„Ihre Augen trafen sich. Sie suchten an der Westendigung
über nach den Zweckgründen ihrer Lügen, und schnell
wandten sie sich ab.“

Nun stand auch die Gräfin auf: etwas schwerfällig, unter
leinen Kleiden und Schimpfen. Aber die hilfreiche Hand
Othelines wies sie zurück.

„Danke. Es geht schon — bloß die alten Knochen. . . na,
ich freige' ja nun Ruhe. Wachen, ich könnte dir auch gar nicht
helfen. Ich meine so . . . ich geh' nämlich nach Neuhorn
in mein Stiff.“

Otheline fuhr jäh herum.
„Du willst fort?“

„Was soll ich noch hier?“

„Und wer beizagt Preßing'sho?“

„Will allein. Der bleibt ja.“

Otheline biß sich auf die Lippen. Sie ging zu ihrem
Braunen und nahm die Zügel. Dann wandte sie sich noch
einmal um.

„Tante Te, höre zu. Seit Wochen reite ich allmorgendlich
hier vorüber. Mein Förster hat mir erzählt, du kontrollierst
mit Ester die Birshahnwald und das Kadelwid. Und da
wußte ich, daß ich dich hier einmal finden würde. Ich ge-
hebe ein: ich suchte dich. Mein Herz verlangte nach dir. Und ich
hoffte, daß wir uns dann und wann einmal. . . ich habe
weiter keinen zum Ausprechen. . . . Aber wenn du noch
Neuhorn gehst, dann fahre ich eine Idee aus, mit der ich
noch lange trage: dann siehle ich für immer nach Italien
über.“

Nun fiel Tante Te aus der Rolle. „Das wäre ganz ver-
rückt!“ sagte sie.

„Was soll ich noch hier?“ wiederholte Otheline die Frage
der Gräfin.

Am Tante Te's faltigen Mund spielte ein rasches, ver-
schämtes Lächeln. Sie neigte sich, um es zu verbergen, und
klopfte ihr Kleid ab.

„Na,“ sagte sie gehebt, „es geht ja nicht alles in Sturm-
schritt. Heute und morgen und ein paar Wochen. Will steht
mit großer Einte ein — da muß ich erst Ordnung scha sen
Wann ich dich wieder?“

„So ist du willt. Ich schlage ein freies Stelldichein vor.
An jedem Mittwoch und Sonnabend zwischen sechs und sieben
hier bei den Wälen.“

„Soll mir recht sein. Nehst mal die eine, so schade's mir:
dann ist etwas daswischengelommen. Adio, Schah.“

Otheline küßte ihr die Hand. „Ach danke dir, Tantechen.“

„Wohin?“

„Für — für deine Güte. . . .“ Sie schwang sich in den
Sattel. Ihre Worte klangt sich grüßend. Der Braune wies
herzu dem Schimmel einen Abstieg zu; aber der Schimmel
blieb müßig und antwortete nicht. Er frühstückte noch immer
im taunischen Grate, bis Tante Te ihm einen Klaps auf den
Nals gab.

„Nun genug, Weißho!“ sagte sie, „meht geht's wieder
heimwärts. Hahelwid haben wir nicht gefunden aber —“
Gerade da ging ein Raufsch durch das Strauchwerk und
ein pfeifender Ton wurde hörbar.

„Seltor — tout beau!“

Der Hund setzte sich, die linke Vorderpfote erhoben, die
Ohren gerickt, mit ätzenden Rüstern und glänzenden Augen.

Unter den Hahelwäldchen rauschte es wieder, und dann
bannte ein Hähndchen auf, ein kleiner Kerl in erst rotgrauer
Niederbusch auf dem Kopf. Es kief geschwind an einer Birke
hinan und schwebte schwe fallig und geräuschlos davon.

„Vah ihn liegen, Seltor,“ sagte die Gräfin; „nun wissen
wir Weisheit. Im Herbst kommen wir wieder. . . .“ Sie

Neister auf ihr Wägelchen. Seltor wurde laut und bellte erregt und umsprang den Schimmel. Der zog an und fiel auch gleich in seinen alten Bauerntrod.

Es glug zurück über die Weide, die nun ein Blau gewordener Himmel überwolbte. Lante Te hielt mit vergnügten Augen den Anblick. Das ganze weite Feld stimmte noch unter Tau und Regen. Um Hütchenrand rechts jagte eine Reiterin. Das war Otheline, die ihren Brauten in der Karriere auslaufen ließ.

„Die tödt sich aus,“ murmelte Lante Te.

„Sie hatte Otheline schon als Kind gekannt. Der fremd klingende Borneame war von ihrem Vater gegeben worden, der Otho hieß und gemaltig schimpfte, wenn man ihn neuhochdeutsch Otho nannte. Ein nährlicher Keil, der Kammerherr von Arsenien! Sein Vater war russischer Botschaftsrat gewesen, aber es hatte ihm in Preußen so gut gefallen, daß er um seine Naturalisierung eingekommen war. Und dann hatte er Pachelke gekauft, ein Gut mit mittelmäßigem Ackerboden, aber mit schönem Buchenbestand und in reiner Lage. Dort hatte er sich ein trautes Schloßchen bauen lassen. Als es fertig war und eingeweiht werden sollte, fiel ein Geime von einem Balkon und schlug ihn tot. Nun übernahm sein einziger Sprößling Otho den Besitz. Der war schon ganz deutlicher geworden, hatte bei den Garbepflanzungen gedient, eine junge Gräfin geheiratet und verstand das Gebrauchsgeheim besser als die Landwirtschaf. Seine Frau unterstützte ihn dabei; es waren beides schamante Leute und sie brachten Leben in den schlaftrigen Kreis, der plötzlich aufwachte und sich wachte. Lante Te, deren verstorbenen Bruders damals Landrat des Kreises gewesen war, entkam den lustigen Zeiten noch gut. Pachelke war immer der Mittelpunkt des Vergnügens. Da gab es Fest auf Fest, manchmal auch venezianische Nächte mit Parkillumination und Feuerwerk. So ein Leben hatte man bisher in diesem stillen märchenhaften Winkel nicht gekannt. Aber es hiedte an. Die Scherbettungen in Petersburg und die Fanden in Groß-Bardauen und die Fiesern in Schloßpachene und die Remscheldis in Eckartshöhe; alle die Ungeheueren, Angelesenen und Eingesehnen sahen die Welt auf einmal in viel ruhigerem Lichte als vorher und begannen sich ihres Daseins zu freuen. Der Cliquot schmiedete besser als die Gräberberger Landstark und Borschart in Berlin lieierte Generes als die Kochstau in Zempelberg; und dann wurden die alten Herrenhäuser abgeputzt und angeputzt und städtisch eingerichtet; die Dekorateur kamen, die geführten Dienen wandelten sich in Parfets, Porzelen erschiene an Türen und Fenstern, Teppiche aus dem Orient taten sich auf, und schöne Möbel, wie sie gerade Mode waren, zierten die Zimmer. Auch Garten und Park entgingen dem Storn der Bewegung nicht; man wollte es ähnlich haben wie in Pachelke: fremdländische Koniferen und englische Rosenstüchten und Pavillons und große Treibhäuser und allerhand Göttergestalten aus weißem Gestein. Der Herr von Fiesner auf Schloßpachene legte sich sogar eine Wasserleitung an. Das war im Jahre des Heils 1862 — und alles staunte, und wenn man nach Schloßpachene kam, ließ man sich zuerst die Wasserleitung zeigen. Sie war aber gewöhnlich verstopft.

Der Kammerherr von Arsenien und seine Gattin, geborene Gräfin Wallin, brachten das Land in Aufrubr. Früher hatte man so gemächlich vor sich hingedämmert, und ein Tag verfloß wie der andre. Man fuhr wohl einmal zum Nachbar rechts und ach Karpen und eine Hammelteule bei ihm und spielte einen Rubber Whist; oder man fuhr einmal zum Nachbar links und schloß einen Rehbod, oder sagte der Schnepe ab, oder bla se einem Schwarztittel in die Schwarte. Auch nach Berlin ging es hin und wieder, aber da gab es schon erregende Vorbereitungen, und man legte das Programm acht Wochen vorher fest und bestimmte genau, wo man jeden Abend hingehen wollte: ins Schauspielhaus, um Döring und die Frieß-Blumauer zu sehen, oder zu Bellaschins oder ins Viktoriasheater zu der „Heime mit den goldenen Fern“, oder zu Heimerding in das Wallnertheater. Jetzt war es anders geworden. Die alten Krautjunker rissen sich auf einmal nach dem Kammerherrnschloß, und die Damen wollten bei Hofe vorgestellt werden. Man blieb monatelang in Berlin und brachte Labungen an Einkäufen mit nach Hause. Man fuhr

plötzlich überlang und paradierte mit Luxusperden, und Treibjagden und Schließen wurden eingeführt, und die Herren ritten in schönen roten Köden, während sie vordem wie die Raubheute ausgesehen hatten.

Aber das märkische Land ist probe und liefert seine Erträge für Versaffler Freie. Plötzlich trachte es hie und da. Der von Schloßpachene mit seiner Wasserleitung slog zuerst in die Luft. Dann kam Graf Remscheldt an die Reihe; Lante Te reiste gerade noch ihr von der Mutter Erbesbrachte und die Stillselle in Neuhorn. Die Fanden hielten sich mühsam, und den Arsenienus drohte der bide Heldmann die Gurgel abzuschneiden.

Das tat er aus Niederträchtigkeit. Er war der Duffiber im Kreise. Die Feudalen vergaben ihm seinen aufgeschropten Adel nicht, die Bürgerlichen wollten von dem verjoffenen Ekel nichts wissen. Schon der Großvater war wenig beliebt gewesen, als er sich durch eine gelungene Schiebung in den Besitz von Ober-Gittersdorf gesetzt hatte; mit dem Enkel aber verkehrten nur wenige. Nun erschien er als Halsabschneider in Pachelke. Jetzt war die Stunde seines Triumphes gekommen.

Das wirkte gehörig Staub auf, als seine Verlobung mit Otheline bekannt wurde. War das denn möglich? Das reizende Mädchen und dieser alkoholfierte Clefant? Ein Presser wie Gargantua, ein Edelmann wie ein Fiesnerrecht; schwer reich und dabei ein stiller Krauer, und wenn er wählte (das war das Tollste), wählte er liberal.

Otheline hatte schon drei Röcke ausgestellt. Das wußte man. Aber von ihrer Liebe zu Will Preysing, der erst vor kurzem Preysingshof übernommen hatte, wußte alle'n Lante Te. Die war auch am erköndesten. Anfänglich glaubte sie nicht an die Verlobung; dann beiete sie in Wilschels Abendandachten; dann suchte sie wie ein alter Heide. Aber es half alles nichts. Otheline wurde Baronin Heldmann. Nun öffnete sich hie und da dem Ober-Gittersdorfer auch die Etschlüßer der Nachbarshaf. Man hielt die Heldmannsche Ehe für ganz normal, hielt Otheline für eine sehr kluge Frau und ihren gemäßigten Gatten für einen gutmütigen Kerl. Die Damen bedauerten nur, daß das liebe kleine Weibchen kinderlos bleiben mußte.

„Gott sei Dank,“ sagte Lante Te zu sich selbst, als sie auf ihrem Erinnerungspaziergang bis zu diesem Punkte gekommen war; „Gott sei Dank, daß diese Götter da sind! . . . Auch kein Testament . . . Ihr Mund schnurrte ein wenig zusammen und um die Winkel baute der Spott sein Nest . . . Die Dingen ist Unversalerlein, und wenn der Will kein Kindevieh ist, oder kein Strauch oder kein Zebu, dann zoddelt er sich doch noch heran. Sie wird's ihm schon leicht machen. Dafür werde ich auch sorgen . . .“

Sie fuhr in den Wirtschaftshof ein, und plötzlich stel ihr wie eine Zentnerlast die Erinnerung an die Adopiton wieder auf das Herz. Wenn ich dies Mädel nur erst los wäre, dachte sie. Dann sprang sie vom Wagen. „Hein — tütlich!“ schrie sie nach der einen Seite. Das galt dem Pferdebutshen. Er sprang schon heran. Rasmussen!“ schrie sie nach der andern Seite. „Rasmussen, dem Herrn Falkentein können wir die große Beistelle vom Oberboden geben, in der die Rake gejunzt hat. Wacht sie mit Petrolenn aus.“

(Fortsetzung folgt.)

Das richtige Prinzip.

Summirese von Georg Werlich.

(Nachdruck verboten.)

„Du weißt, mein Prinzip ist das richtige. Die Reife muß gemacht werden! Wanda wird im November fünfundsiebzig.“

„Sie sieht immer noch aus, als wäre sie erst vierundzwanzig.“

„Sie wird fünfundsiebzig! Es ist höchste Zeit!“

„Als eine sogenannte Erholungsreise mit furchtbaren Kosten und tausend Vergewaltigungen, weil es höchste Zeit ist, unsere Wanda an den Mann zu bringen.“

„Was braucht das nicht so auszudrücken!“

„Aber es ist der treffendste Ausdruck. Und dein Prinzip, daß der Zukünftige in der Sommerfrische gefunden werden würde, hat sich doch in all den Jahren nicht als richtig erwiesen.“

„Die Jahre waren auch danach!“

„Das jetzige ist nicht besser, eher noch schlechter.“

„Ich bin anderer Meinung.“

„Der Kollege Semke wollte vier Wochen unterwegs bleiben und hat es keine vierzehn Tage ausgehalten. Und der ist wädhlerisch und hat lange gelacht.“

„Aber du hörst doch, wie es da zugeht.“

„War es leer?“

„Ueberfällt! Der Wirt macht eine unerschämte Reklame, auf die immer wieder welche hereinfallen.“

„Dann werde ich unbedingt an ihn schreiben. Besorge nur die Adresse!“

Herr Heise war in den siebenundzwanzig Jahren seiner Ehe sehr oft aus seiner Frau nicht weg geworden, was in anderen Ehen auch vorkommen soll, aber heute war sie ihm die liebste Ehefrau.

Und als er sich vom Kollegen Semke die Adresse geben ließ und dieser erkaunt fragte: „Was wollen Sie denn damit?“ antwortete er ziemlich verlegen: „Meine Frau interessiert sich dafür.“

„Im Himmels willen — haben Sie denn nicht abgeraten?“

„Das schon, aber Sie wissen ja, Frauen — — nein, Sie wissen es nicht. Sie haben ja noch keine.“

Und tags darauf, als Semke wieder seiner beruhigenden Ferientheorie gedachte, meinte Heise: „Hoffentlich kann ich meiner Frau die Idee noch ausreden. Geschrieben hat sie schon.“

„Dann ist Gefahr im Verzuge. Man wird wieder schreiben und wird das Blaue vom Himmel herunter versprechen. Mit Speck fängt man Mäuse. Hat man sie erst in der Falle, schneidet man ihnen die Ohren und Pfoten ab und läßt sie verhungern.“

„Sie können einem ja angst und bange machen,“ sagte Heise, der sich, seine Frau und Tochter schon in der mörderischen Mausefalle sah. „Aber da seien Sie doch so menschenfreundlich und erzählen Sie meiner Frau selbst, wie es Ihnen ergangen ist. Das heißt, Ihre Ohren haben Sie ja noch —“

„Und die Pfoten auch noch,“ lachte der Kollege. „Es war ja nur ein Vergleich.“

„Stimmen Sie heute abend bei uns vor! Ich habe zu Hause schon so viel von Ihnen gesprochen, daß man sich freuen wird. Sie kennen zu lernen.“

„Dann müssen Sie mich ja gelobt haben,“ sagte Semke. „Und das ist unter Kollegen doch sonst nicht üblich!“

„Sie sind noch ein jüngerer Kollege. Da macht man wohl mal eine Ausnahme.“

Aber auch Herrn Semkes Bericht wirkte nicht abschreckend auf Frau Heise. „Es dürfte gerade was für uns sein,“ meinte sie vielmehr. „Ich kann mir nicht helfen, ich habe Vertrauen zu der Sache.“

„So glauben Sie mir nicht?“

„Ich glaube Ihnen jedes Wort. Aber bei Reisen spielt der persönliche Geismad eine zu große Rolle.“

„Du solltest auf vertrauenswürdige Auskünfte doch etwas mehr Wert legen,“ tabelte Herr Heise, als man wieder allein war. „Der Kollege gibt sich die Mühe, und du bist gar nicht dankbar dafür.“

„Ich bin durch seine Schilderung nur noch in meiner Ansicht bestärkt worden, daß es die allergeringste Sommerfrische für uns ist — für Wanda!“

„Aa, das verheißt einer!“

„Ihr Männer seid eben zu kurzschichtig!“

„Ich verheißt es so wenig wie Papa,“ erklärte Gräulein Wanda. „Herr Semke hat doch ganz objektiv berichtet.“

„Ihr jungen Mädchen seid noch kurzschichtiger. Aber ich bleibe bei meinem Prinzip. Es ist das richtige.“

Wenn die Gattin und Mutter sich auf ihr Prinzip bezieht, war jede weitere Erörterung nutzlos.

Aber mehr als über seine Gattin wunderte sich Herr

Heise über den Kollegen Semke. Er hatte geglaubt, daß der durch die läbliche Aufnahme, die seine Ratsschläge gefunden, verschmümpf sei. Statt dessen sprach er von dem sehr angenehmen Blauberständchen und daß er die Hoffnung nicht aufgeben möchte, „Frau Semkehin noch eines anderen zu belehren.“

Der kennt meine Frau! dachte Herr Heise, doch er sagte, daß ihn eine solche Belehrung sehr freuen würde, und wenn Semke am Sonntag nichts Besseres brächte, könnte er sich ihnen und einigen Bekannten ja auf einem Ausfluge anschließen, ein Vorkrieg, den der jüngere Kollege sofort mit Dank annahm. —

„Was hatte dir denn Herr Semke unterwegs so viel zu erzählen?“ fragte Frau Heise ihre Tochter, als man vom dem Ausfluge heimgekehrte war.

„Bon seiner Weise und von unserer.“

„So — — — Und — — —“

„Er warte noch immer entschrieben ab.“

„Und du — — — Du warst doch nicht so unvorsichtig, ihm Beisulässig.“

„Unvorsichtig — — —? Ich habe gemerkt, daß ich mich auch nicht grämen würde, wenn wir zu Hause blieben.“

„Das war sogar sehr unvorsichtig! Aber er — was sagte er dazu?“

„Daß er sich darüber auch nicht grämen würde. Und da mußten wir beide lachen.“

„Reizend!“

Unter vier Augen eröffnete an diesem Abend Frau Heise ihrem Gatten: „Sollte dein Kollege Semke wieder von der Sommerreise anfangen, so sage ihm nur, es sei unter unerschütterlicher Vorbehalt, mit unserer Tochter die Reise zu machen. Mir würden deswegen schon mit dem Wirt in Unterhandlungen, bei dem er so reingefallen sein will, und würden mindestens sechs Wochen fortbleiben.“

„Nein,“ erwiderte Herr Heise mit beneidenswerter Entschiedenheit, „das sage ich nicht. Wenn mir jemand einen guten Rat gibt, bin ich nicht so unglücklich, ihm unter die Nase zu reiben, daß ich nun gerade das Gegenteil tun würde. Und was beweist du eigentlich damit?“

„Wußt ich es erst auseinanderzusetzen? Jungegeilen, die sich so bei ihrer sommerlichen Erholungsreise vernehmen wie Herr Semke, die so vom Regen in die Traufe kommen, müssen vernünftig werden, sich aus ihrer Verlassenheit herausreißen und den Segen einer eigenen Auslandsreise erkennen.“

„Und da meinst du, daß sie nach jedem weiblichen Setzungengel, der ihnen in diesem Zustande begegnet, hinstehend die Arme ausstrecken — — —? Worüber soll ich lachen, daß wir so lange fortbleiben wollen?“

„Du mußt nicht gleich alles wissen.“

„Ich habe Herrn Semke nun doch deinen Entschluß angedeutet,“ meinte Herr Heise, als er wieder aus dem Büro kam, und die Verbindung geknagte schon, die Verbindung herabzubringen, die ich vorausgesehen hatte — — — er ist gekränkt. Raum drei Worte hat er nachher mit mir gesprochen.“

„Daß ihn nun in Ruhe!“

„Aber wenn ich ihn gekränkt habe — — —“

„Daß ihn in Ruhe und warte ab!“

Und Herr Heise warckte nicht lange.

Kollege Semke hat ihn um eine vertrauliche Unterredung. Es handelte sich um eine persönliche, rein persönliche Angelegenheit. Und er hatte dabei einen roten Kopf und hotterte. Und rühte endlich mit der Sache heraus.

Ob Gräulein Wandas Hand noch frei sei, und ob es wohl Aussicht hätte, sie zu erringen, wenn er sich darum bemühte. Auf seiner letzten Reise hätte er begriffen, daß man heute betrauten müsse, und Gräulein Wanda hätte einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht, und da sie nun auf so lange Zeit verreisen wolle, möchte er doch vorher Gehörigkeit haben — — —

Herr Heise war so verwirrt, daß er dem Kollegen nur immer wieder die Hand schütteln und versichern konnte, er würde sehen, was sich tun ließe, er würde sehen!

Und er besprach den Fall eingehend mit seiner Gattin.

„Ich habe es mir ja gedacht,“ sagte diese. „Jetzt werden wir unseren Reiseplan ändern, wenn wir überhaupt noch reisen. Mein Prinzip ist das richtige!“

„Ich war es doch, der unseren zukünftigen Schwiegerjohn ins Haus gebracht hat!“

„Aber durch mein Prinzip! Dadurch ist er in unser Haus gekommen, dadurch hat er seine Entschreibung rasch getroffen und nicht, wie es die meisten Frauengeilen lieben.“